

Pestalozzis Traum zu Weihnachten 1817

Autor(en): **Pestalozzi, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **22 (1901)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pestalozzis Traum zu Weihnachten 1817.

(Aus Pestalozzis „Rede an mein Haus, gehalten den 12. Januar 1818“.¹⁾)

. . . . Der Gesichtspunkt, durch meine Bemühungen auf den zurückgesetzten und vom Zeitgeist beinahe zum Gesindel herabgewürdigten besonders armen Mittelstand im Volk, und durch denselben gleichsam auf das Herz des Volkes zu wirken, war von jeher eine meiner Lieblingsbestrebungen. Auf der einen Seite findet sich unter dem minder begüterten Mittelstand ganz gewiss die grösste Anzahl von Vätern und Müttern, die zu jeder auch noch so schmerzlichen Aufopferung bereitwillig wären, um ihren Kindern eine Erziehung geben zu können, die sie in der Ehrenfestigkeit ihres Standes erhalten würde, und es bei der Kostspieligkeit unserer Anstalten doch nicht vermögen; auf der andern Seite sind die Kinder solcher Haushaltungen gewiss in sittlicher, geistiger und Berufshinsicht die vorzüglichsten, die man sich in eine Erziehungsanstalt wünschen darf, und die, wie keine andern, für höhere Zwecke der Menschlichkeit häuslich vorbereitet, und durch ihre Umstände zum voraus sich geneigt finden würden, in jede Laufbahn einzutreten, in der sie der Menschheit und ihren Standesgenossen dienen, und ihnen und dem Vaterland nützen können, das der Mittelstand im allgemeinen weit besser kennt und weit mehr liebt, als dieses im allgemeinen die meisten Individuen tun, die sich per fas und nefas über diesen Stand erhaben fühlen oder auch nur glauben, sowie auf der andern Seite die niederste ganz eigentumslose Volksklasse, die zu tief versunken ist, um den hohen Segen des Mittelstandes und der wahren Volkskultur richtig zu erkennen und kraftvoll darnach zu streben.

So weit schrieb ich am Abend vor der Weihnacht. Ich entschlief, und war ermüdet. Mein Herz war voll von Gedanken und Vorsätzen auf den heutigen Tag. Die Mitternacht nahte und mir träumte, ich arbeite an diesen Blättern fort. Lichthelle Gedanken über meinen Gegenstand flossen aus meiner Feder. Einer hielt mich fest. Ich bearbeitete ihn. Ich schrieb ihn nieder, änderte, besserte, las ihn wieder und wieder und hielt ihn fest, als den wichtigsten meiner Gedanken. Ich meinte, er fülle noch meine ganze Seele.

anlassen Schrift: „Heinrich Pestalozzis bis dahin unedirte Briefe und letzte Schicksale.“ Bern, Januar 1834. Dem ungenannten Herausgeber (der mit den damaligen Verhältnissen in Fellenbergs Umgebung als dessen Sekretär wohlbekannte, nachmalige Direktor G. Schoch, hat in seinem dem Pestalozzistübchen geschenkten Exemplar unter den Titel geschrieben „von B.“) hat ohne Zweifel noch ein Exemplar der Schrift von Fellenberg, aus den Jahren 1817/18, wenigstens des ersten Bogens desselben, vorgelegen, denn er braucht in der Einleitung genau die Ansdücke, die hier vorkommen, wenn er redet vom Eifer Einzelner „auszutreiben den Verderber aus der Burg der Unschuld, aus dem Tempel der Menschheit, auf dass die Glorie des Unvergleichlichen unbefleckt bleibe; es blieb dennoch die verlassene Taube in den scharfen Klauen des Habichts, Pestalozzi die Beute des Übeltäters“ u. s. w. Die Briefe sind unter Vergleichung des Textes bei Bandlin („Genius von Vater Pestalozzi“ 1846) neu abgedruckt in den Pestalozziblättern 1891, S. 22 ff.

¹⁾ Separat veröffentlicht 1818; Cottasche Ausgabe der Werke Pestalozzis, IX 153—300. Seyffarth, XIII 167—326, neue Ausgabe X 527—608, ferner auch bei Mann, Ausgewählte Werke IV, 79—164.

Ich wollte ihn mir selber wiederholen. Es war mir, ich wisse ihn. Ich glaubte ich wisse ihn, aber ich fand ihn nicht mehr. Ich entschlief wieder, und er war wieder da. Ich lebte wieder in ihm. Ich schrieb ihn wieder nieder, bearbeitete ihn wieder, änderte wieder, besserte wieder, las ihn wieder und lebte wieder in ihm, als im wichtigsten meiner Gedanken, als im höchsten Lichtgedanken für die Rede und Vorsätze des heutigen Tages; aber ich erwachte wieder, meinte wieder, er fülle meine ganze Seele. Ich meinte wieder, ich lebte in ihm, als im lebendigsten meiner Gedanken. Ich meinte wieder, ich könne seine Worte auswendig, wie die Worte des Unser Vater. Ich wandte alle Kräfte an, ihn wieder zu finden. Aber es war umsonst, es war mir nicht möglich, auch nur auf die entfernteste Spur desselben zu kommen.

Es war jetzt Mitternacht. Es schlug zwölf Uhr. — Ich hörte sie schlagen, die Mitternachtsstunde der Christenfeier über die Geburt des Erlösers; ich hörte sie schlagen, die Feier hoher Gebete und hoher Entschlüsse von Millionen Christen; ich hörte sie schlagen, und schlief wieder ein. Jetzt stand ein armer junger Mensch vor mir. Es schien mir Nacht zu sein, und es war keine Lampe um mich her; aber der junge Mensch stand im Licht des vollen Tags vor mir in meiner Stube. Ich sehe ihn jetzt noch vor meinen Augen. Könnte ich zeichnen, ich fehlte keinen seiner Züge; sonst fallen mir die Menschen fast augenblicklich aus den Augen, aber er blieb mir unvergesslich. Ich sehe ihn noch, wie er vor mir steht und mich bittet, ihn als einen armen Zögling in mein Haus aufzunehmen. Ich seh' ihn noch. Er bat mich mit Mut. Er gefiel mir. Ich antwortete ihm freundlich: er komme in einem Augenblick, wo ich eben einige arme Jünglinge aufzunehmen suche. Jetzt belebte sich sein Angesicht. Er schien mir in meine Arme fallen zu wollen, nahm wie unwillkürlich meine Hand, und sagte mir: erinnert Ihr Euch jetzt auch nicht mehr, dass Ihr vor sieben Jahren einen Knaben ab der Strasse mit Euch heimnahmet, und in Euer Haus aufnehmen wolltet, aber ihn nicht darin behalten konntet. Ich bin dieser Knabe. Und es war mir im Traum, wie wenn das wirklich also gewesen. Es war mir, ich sehe ihn noch vor mir, wie ich ihn auf der Strasse angetroffen, wie er mir gefallen, wie ich ihn mit mir heimgenommen. Es war mir, ich wisse die Umstände noch, wie und warum ich ihn wieder habe von mir lassen müssen.

Eine unaussprechliche Rührung überfiel mich jetzt, dass der Knabe nach sieben Jahren eben jetzt wieder zu mir kam. Wahrlich, es war mir, wie wenn ihn Gott in diesem Augenblick zu mir sandte, und wie wenn eine Stimme vom Himmel zu mir sagte: mach', dass du ihn nicht noch einmal von dir weg-senden müssest. Ein Augenblick darauf war mir, als ob ich die Worte: „mach', dass du ihn nicht wieder fortsenden müssest,“ auf seinen Lippen lese. Es war mir, wie wenn sie mit Buchstaben geschrieben aus seinem Mund herausfielen, wie in alten Gemälden oft Bibelsprüche, mit gotischen Buchstaben geschrieben, aus dem Mund von Priestern und Laien herausfallen. Meine Rührung war gross. Der Jüngling, der meine Hand nicht verliess, sah meine Rührung. Ich weinte, er nicht. Der Mut und der Glaube höherer Erwartungen

strahlte aus seinen Augen. Mir war, jetzt ich eile von ihm weg zu Schmid. Ich erzählte ihm, was mir begegnet, bat ihn, mit mir in meine Stube zu kommen, wo der Jüngling noch sei, führte ihn ohne Licht im Dunkel der Nacht zu ihm, der noch, von einem unsichtbaren Licht bestrahlt, wie wenn es heller Tag wäre, vor meinem Bett stand. Jetzt erwachte ich, eilte wirklich zu Schmid, erzählte ihm meinen Traum. Er war noch im Bett. Das Wort, das in mir lag, wie wenn es eine Stimme vom Himmel zu mir geredet, das Wort: „mach', dass du ihn nicht wieder von dir senden müssest“, lag mir schwer auf dem Herzen. Wie wenn der Knabe jetzt noch vor mir stünde, sagte ich zu Schmid: „mach', dass ich ihn nicht wieder fortsenden müsse“. Er sah meine Rührung. Er sah, dass ich noch wie halbträumend, wie halbverwirrt vor ihm stand. Er nahm mich bei der Hand und sagte mir: „ich will machen, dass du in nichts, was du jetzt angefangst, wieder aufhören müssest“, und er hatte Tränen in den Augen. Aber mehr als seine Tränen, mehr als das Wort des Jünglings war mir jetzt der Gedanke: es ist Weihnacht, da dir dies alles begegnet. Es ist Mitternachtsstunde der Weihnacht.

Ich verliess Schmid. Der Gedanke, es ist die Nacht, an der jetzt Millionen Christen an das arme Kind der Weihnacht und an seine arme Mutter denken; es ist die Nacht, an der tausend und tausend im Glauben an ihren Erlöser in ihrer Not und in ihrem Elend Gott bitten, dass sie Christen finden, die sich ihrer erbarmen, dieser Gedanke füllte jetzt mein Herz. Ich war allein. Es war Todesstille um mich her. Mein Blut war in Wallung. Es war mir, die Engel der Weihnachten umschweben mich jetzt. Es war mir, ich höre ihren Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe“; es war mir, ich sehe die Worte dieses Gesangs in meinem Betsaal an der Weihnacht flammen, wie ich sie oft an der Weihnacht darin flammen sah. Der Gedanke der Weihnacht füllte mein ganzes Herz und erhob mich zu dem Entschluss, meine menschliche Gabe¹⁾ auf den Altar der göttlichen Weihnacht zu legen und dem Gesang der Engel der Weihnacht zum Opfer zu bringen.

In der menschlichen Ansicht meines Strebens stand mir der Gedanke vor der Seele: der Glaube vieler Menschen an dich ist gross, und vielleicht betete in dieser Stunde, in der du also träumtest, mehr als eine fromme, liebende Seele, von Christus Glauben erhoben, für dich und dein Wort²⁾ und vielleicht haben viele, viele, von diesem Glauben erhoben, an deinem Werk nicht gezweifelt, und in demselben für deine Schriften unterschrieben. Selber der heilige Bund schwebte in der Stunde dieser Erhebung vor mir. In welcher Zeit, sagte ich zu mir selber, fällt dir deine jetzige Stimmung. Ich blieb in derselben, bis es zur Kirche läutete, ging dann in der Erhebung dieser Stimmung zur Kirche und nahm darin das Nachtmahl des Herrn. Noch ist sie mir gegenwärtig, die Stimmung dieser Stunde und dieses Nachtmahls, und die Rührung, in der ich Gott dankte für das äusserliche Gelingen meines

¹⁾ den Ertrag der Ausgabe seiner sämtlichen Schriften bei Cotta (Fr. 50,000).

²⁾ Werk?

Strebens; wie ich ihn für das höhere innere Gelingen desselben bat, und um die heilige Kraft, die ich selber dazu notwendig habe. Ich brachte den Abend in stillem, feierlichem Ernst bei mir selbst, und mit mir selbst zu. Das Wesen meiner Zwecke und das letzte Ziel, nach dem ich strebe, stellte sich mir lebhaft vor Augen. Ich dachte mir das Heil und den Segen der Armen in der erneuerten Kraft ihrer Wohnstuben. Wahrlich, wahrlich, wie die Krippe, in der der arme Heiland lag, also erschien mir die Wohnstube des Volks als die Krippe, in der uns das Göttliche, das Heilige, das in der Menschheit sich entfaltet, keimen, aufwachsen und zur Reifung gedeihen soll.

In ihr, in der Wohnstube des Menschen, vereinigt sich alles, was ich für das Volk und den Armen das Höchste, Heiligste achte. Ihr Heil, das Heil der Wohnstube ist es, was dem Volk allein zu helfen vermag, und das erste, dessen Besorgung für dasselbe not tut. Von ihr, von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus. Wo keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Wohnstube des Volks ist, da ist keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkskultur, da ist keine wirkliche Volkskultur da. Auf sie, auf sie muss die Menschenfreundlichkeit einwirken, wenn sie nicht bloss die taliter-qualiter-Rettung und die taliter-qualiter-Erhaltung einzelner armer Menschen erzielen, sondern der Armut in ihren Quellen vorbeugen und die Masse der armen Individuen so viel als möglich allgemein zur sittlichen, geistigen und häuslichen Selbstkraft erheben will, ohne die eine allgemeine Vorbeugung der Volksarmut, des Volkselends und des Volksverderbens so wenig denkbar ist, als eine reale National- und Volkskultur selbst. Nein, es ist unwidersprechlich, es ist keine andere Rettung fürs Volk möglich, es ist keine andere Basis der wahren Volkskultur denkbar, als eine weise und kraftvolle Sorgfalt für den guten Zustand der Wohnstube des Volks; so wie sich in der Wurzel des Baumes der Mittelpunkt aller Kräfte desselben vereinigt, die durch Stamm, Äste und Zweige hindurch in ununterbrochenem Zusammenhang auf die Entfaltung seiner Früchte bis zu ihrer vollendeten Reifung [sich] entfalten können und sollen. Die Idee der Elementarbildung ist ganz aus diesem Streben entstanden, und ich kann alles, was unsere gemeinsame hiesige Vereinigung bisher in dieser Rücksicht getan, für nichts anderes als Bruchstücke von Versuchen ansehen, die Menschenbildung, und was eben so viel ist, die Volkskultur oder die Kultur der Anlagen der Menschennatur im Volk, dem Gange der Natur, in der sich ihre Entfaltung in der Wohnstube ausspricht, näher zu bringen. Indem ich also den grossen Zweck der Menschenbildung oder der Nationalkultur von der Wohnstubenhilfe, und hinwieder die Wohnstubenhilfe von dem Vorschrift der Erziehungskunst durch elementarisch begründete und geordnete Erziehungsmittel abhängig achte, sehe ich die Elementarbildung im ganzen Umfang ihrer Mittel für nichts anderes an, als für eine Mitwirkung der menschlichen Kunst unseres Geschlechts, den Menschen durch Glauben und Liebe zu allem Wollen, Kennen, Können und Tun dessen, was er soll, und was recht ist und frommet, hinzulenken, d. h. ihn zu erziehen.